

# Die missbrauchten Liebesbriefe

Dieser Kuss führt direkt in die Psychiatrie: In seinem Roman „Love in the Big City“ untersucht Sang Young Park das urbane Leben junger Koreaner.

Sang Young Parks in Korea 2019 erschienener Bestseller, der auf der Longlist des International Booker Prize 2022 stand, ist eine einzige Anklage gegen eine Homosexuellen gegenüber toleranzresistente Gesellschaft. Zugleich ist „Love in the Big City“ die Protestschrift eines in eine „Welt des Ignorierens und Ignorierwerdens“ Hineingeworfenen. Als Ergebnis dieser Situation wächst in ihm „das Gefühl, fehl am Platz zu sein, das ich jeden Tag, jeden Augenblick empfinde“.

**Sang Young Park: „Love in the Big City“.** Roman. Aus dem Koreanischen von Jan Henrik Dirks. Suhrkamp Verlag, Berlin 2022. 251 S., br., 16,- €.

Der 1988 in Daegu geborene Autor schildert in seinem halbautobiographisch grundierten Roman die Jugend und Sozialisation eines Homosexuellen im konservativen, von Hierarchien und Stereotypen der Geschlechter und Generationen geprägten Südkorea. Um dem gerecht zu werden, vereint Parks Werk eine Reihe teils widersprüchlicher Schattierungen in sich: Es ist zugleich nihilistisch, hedonistisch, ironisch, dunkel und vital, vor allem aber überzeugt der Roman mit seinem gesellschaftliche Brüche und Widersprüche Koreas spiegeln und überwindenden Sinn für Humor.

Im Zentrum des von Jan Henrik Dirks brillant übersetzten Werks steht das Alter Ego des Autors Young, ein Romanistik-Student und angehender Schriftsteller in Seoul. Park entwirft eine bittere Chronik der Gefühle: von Youngs Jugendzeit, als ihm das Küssen mit einem Oberschüler die Einweisung in eine psychiatrische Klinik, Tabletten und Therapien einbrachte und als er lernte, sich „still zu fügen“, über die Zeit beim homophoben Militär, als er sich Fake-Liebesbriefe einer „offiziellen“ Freundin zuschicken ließ, bis zu dem vorgetäuschten Liberalismus und üblen Nachreden der Studienzeit.

Parks Bericht rekapituliert Arten der Liebe wie die platonische, mütterliche und romantische Liebe. Die erste Episode „Jaehee“ zeigt Analogien in der strukturellen Benachteiligung von Frauen und Homosexuellen. Jaehee ist Youngs Kommilitonin, Trinkkumpantin und beste Freundin, mit der er eine WG teilt: Sie diskutieren ihre aktuellen Männerbekenntnisse oder helfen sich beim Texten von Absagen aus. Ein weiterer Erzählstrang ist die Beziehung zur von Young gepflegten krebserkrankten



Ein Abend in Seouls Stadtteil Itaewon

Foto Gladieu/Le Figaro/Laif

Mutter, die als Heiratsvermittlerin arbeitete und auch ihren Sohn unter die Haube bringen möchte. Reminiszenzen an unterdrückte Gefühle der Jugend, versäumte Aussprachen und vergebliches Warten auf eine Entschuldigung der Mutter prägen das Verhältnis.

Die Liaisons und namenlosen Bekanntschaften in Seouls Clubs im Stadtteil Itaewon oder auf Tinder verdichten sich zu einem melancholischen Liebesreigen. Als Young im Kurs „Philosophie der Emotionen“ einen antiimperialistischen Aktivistin kennenlernt, scheint sich Ernsteres anzubahnen. Doch die Unfähigkeit des vorgeblich progressiven Freundes, zu sich und seinen Gefühlen zu stehen, gipfelt im

Abschiedsgruß, Young solle eine „gute Frau“ kennenlernen.

Park kritisiert Fremdsteuerung, Verleugnungsstrategien und programmierte Lebensläufe der Wettbewerbsgesellschaft. Wahre Gefühle verbinden Young nur mit dem Barkeeper Gyuho. Als dieser ihn an der alten Stadtmauer Seouls fragt: „Wollen wir zusammen sein?“, erzählt Young von „Kylie“, wie er Aids, woran er erkrankt ist, nennt: Sein Freund müsse wissen, dass „ich ich bin, aber auch Kylie“. Gyuhos Liebe tut das zunächst keinen Abbruch. Doch auch in der Großstadt Seoul, die als Utopia und platonisches Ideal junger Suchender der eigentliche Protagonist des Buches ist, währt die Liebe trotz der blinkenden

Freiheitsversprechen der scheinliberalen Glitzerwelt nicht ewig.

In traumatischen Sequenzen überleben das Buch die ephemeren Liebschaften des Helden und amouröse Schauplätze wie Seoul und Bangkok, wohin Youngs und Gyuhos Urlaubsreise führt: „Auch in der späten Regenzeit fiel noch Regen, auch wenn alles schon zu spät war, fielen noch Tränen.“ Mit Referenzen an „Fragmente einer Sprache der Liebe“ von Roland Barthes und Spinozas 48 Arten der Emotionen trägt der Roman Züge einer universalphilosophischen Abhandlung über das Mysterium der Liebe und ist zugleich eine Liebeserklärung an die Vielfalt des Universums. STEFFEN GNAM

# Gewissheiten über letzte Dinge sind nicht im Angebot

Die französische Rabbinerin Delphine Horvilleur erzählt von Begegnungen mit Sterben und Tod

Eines Tages, es war am Anfang des ersten Corona-Lockdowns, klingelte bei der französischen Rabbinerin Delphine Horvilleur das Telefon. Es war eine Familie, die ohne jede Begleitung am Grab des Vaters stand und kein einziges Gebete konnte, die traditionell gesprochen werden. Also sagte Horvilleur die Worte vor, die die Familie am anderen Ende der Leitung laut wiederholte. Für Horvilleur war dies ein einschneidendes Erlebnis. Denn Trauernde zu begleiten und Bestattungen vorzunehmen, nennt sie das „Herzstück“ ihrer Arbeit, und genau dorthin trafen die rigorosen Kontaktbeschränkungen in der Pandemie. Aus dieser Erschütterung entstand ein facettenreicher und trotz des Themas stellenweise fast heiterer Essay, der im vorigen Jahr zu einem der meistverkauften Titel auf dem französischen Buchmarkt wurde. Horvilleur berichtet darin in elf Kapiteln von ihren Begegnungen mit Sterben und Tod, die sich nicht nur aus ihrer Praxis als Rabbinerin speisen, sondern zurückgehen auf ihre eigene Kindheit, und die ihre Erkenntnisse aus einem früheren Medizinstudium ebenso aufgreifen wie prägende politische Ereignisse.

„Mit den Toten leben“ heißt im französischen Original im Untertitel „eine kleine Abhandlung über den Trost“, doch ist das Buch das exakte Gegenteil von einem Trostbüchlein mit fertigen Sentenzen oder Lebensweisheiten. Horvilleur ist als eine der wenigen französischen Rabbinerinnen eine Galionsfigur des liberalen französischen Judentums, die sich vernehmlich in gesellschaftliche Debatten um Antisemitismus einmischt – so in ihren „Überlegungen zur Frage des Antisemitismus“, die vor zwei Jahren auch in Deutschland ein großer Erfolg wurden. Doch sie tut dies nicht lautstark, sondern ausgestattet mit einer feinen Beobachtungsgabe, mit großer Formulierungskunst und als profunde Kennerin der jüdischen Tradition und der talmudischen Überlieferung.

Nicht zuletzt ist der Essay eine Reflexion über Horvilleurs eigene Rolle als Rabbinerin. Den Anspruch von Gläubigen, dass eine Rabbinerin in den Fragen nach den letzten Dingen Gewissheiten bereit halten müsse, weist sie deutlich zurück: Auch sie habe nicht mehr Antworten parat als alle anderen, allenfalls mehr und andere Fragen. Die Tora, so erläutert sie in einem exegetischen Exkurs, kennt keine Auferstehung, kein Paradies und keine Hölle. Vorstellungen über ein Leben nach dem Tod tauchten erst später auf, in der Literatur der Propheten und in den talmudischen Interpretationen, zu einer Zeit, als die Israeliten im Exil lebten und sich, wie Horvilleur es nennt, nach einer politischen Auferstehung sehnten. Aus einer Vielzahl von eschatologischen Einflüssen, die in der Antike innerhalb des Judentums aufeinandertrafen, entwickelten sich konträre Vorstellungen über ein Leben nach dem Tod. Horvilleur gibt keiner von ihnen den Vorzug: Ihrer Ansicht nach sind sie alle Schichten einer Überlieferung, die über- und nebeneinander existieren. Die

Aufgabe kann nur darin bestehen, diese immer wieder in neuen Zusammenhängen zu erschließen und damit an das Band der Tradition anzuknüpfen.

Wie präkar dieses Anknüpfen sein kann, wird deutlich im Fall der Überlebenden der Shoah, deren letzte nach und nach sterben. Horvilleur berichtet anonym von einer „Sarah“, die sicher für viele andere steht, deren Familien nicht einmal das richtige Geburtsdatum kennen und in denen über das während der Verfolgung Erlebte geschwiegen wurde. Aber sie erzählt auch von den „Mädchen von Birkenau“, Simone Veil und ihrer unkonventionellen Freundin, der Filmemacherin Marceline Lorian-Ivens. Bei Veils Begräbnis sagte Horvilleur gemeinsam mit dem französischen Oberrabbiner das Kaddisch, worüber sich orthodoxe Juden umgehend empörten. Horvilleur sieht darin fast amüsiert eine feministische Geste Veils sozusagen von jenseits des Grabes.

So liegen persönliches Erleben und Politik bei Horvilleur nie weit auseinander. Zu den bewegendsten Momenten in ihrem Leben gehört die Ermordung von Jitzhak Rabin 1995 nach einer Kundgebung in Tel Aviv, an der sie selbst teilgenommen hatte. Zwanzig Jahre später sollte sie die Trauerfeier für Elsa Cayat vornehmen, die Psychoanalytikerin, die für ihre Kolumne in „Charlie Hebdo“

**Delphine Horvilleur: „Mit den Toten leben“.** Aus dem Französischen von Nicola Denis. Hanser Berlin Verlag, Berlin 2022. 192 S., geb., 22,- €.

bekannt war und beim Attentat auf die Zeitungsredaktion ermordet wurde. Die Spur der Gewalt reicht bis in die unmittelbare Gegenwart. Das Buch schließt mit Erinnerungen an Horvilleurs Onkel Edgar, der auf dem jüdischen Friedhof im elsässischen Westhofen beerdigt ist. Als dort vor wenigen Jahren Gräber geschändet wurden, reiste sie an den Ort, aus dem ein Teil ihrer Familie stammt. Was sie am Grab ihres Onkels empfindet, benennt sie mit dem Neologismus Solastalgia: das Gefühl von Verlust an einem Ort, von dem man weiß, dass er in seiner Existenz bedroht ist.

Horvilleur reagiert indes nicht mit Resignation. Sie berichtet, wie sie einmal mit den Worten vorgestellt wurde: „Das ist unsere Rabbinerin. Aber keine Sorge, eine laizistische Rabbinerin.“ Nach einem Moment der Überraschung findet sie, dass der Titel eigentlich ganz gut zu ihr passt. Denn laizistische Rabbinerin zu sein bedeutet, so überlegt sie, von einer Welt auszugehen, in die Gott nicht eingreift und in der die Menschen auf sich gestellt sind. Wie der Lyriker Jacques Prévert einmal schrieb, den sie an dieser Stelle zitiert: „Vater unser, der du bist im Himmel / Bleib dort / und wir werden auf der Erde bleiben / Die mitunter so herrlich ist.“ SONJA ASAL

# Lyrikerin als globaler Superstar

Amanda Gorman ist zum poetischen Liebling avanciert: Nun erscheint ein zweisprachiger Gedichtband

Als sie im kanariengelben Mantel und mit breitem roten Haarreif 2021 ihr Gedicht auf der Amtseinführungszereemonie für Präsident Joe Biden vortrug, richteten sich die Augen der Welt auf Amanda Gorman. 22 Jahre war sie da alt, und „The Hill We Climb“ katapultierte sie in den Superstar-Olymp. Heute ist Gorman Werbebesicht der Kosmetikmarke Estée Lauder, trat beim Superbowl auf und macht Lyrik zu Popkultur. Ihr erster Gedichtband, „Call Us What We Carry“, in den Vereinigten Staaten vor einem Jahr erschienen, ist nun ins Deutsche übersetzt worden – publiziert unter Beigabe der englischen Originaltexte. Auf den resultierenden vierhundert Seiten philosophiert Gorman lyrisch über Identität, Demokratie und Sprache, eingebettet in die großen Themen unserer Zeit: die Covid-Pandemie, Rassismus, den Klimawandel.

Schon der deutsche Titel „Was wir mit uns tragen“ verrät, dass die Übersetzungen von Marion Kraft und Daniela Seel den englischen Originalen nicht immer gerecht werden. „Was wir mit uns tragen“ meint das emotionale Erbe schwarzer Menschen in den USA, die von Sklaverei und Lynchmorden bis hin zu „Black Lives Matter“ ein kollektives Trauma namens Rassismus durchleben mussten und müssen. Der Imperativ „Call Us“ meint jedoch noch mehr. Es geht nicht darum, dass Rassismus existiert. Es geht darum, dass privilegierte Personen den Rassismus gegenüber marginalisierten Gruppen benennen, ihn als solchen anerkennen. Womit wir beim Problem wären, das sich durch den gesamten Gedichtband zieht: Amanda Gorman kommt aus der Spoken-Word-

Tradition. Ihre Worte wirken am besten, wenn sie vorgetragen werden. Niedergeschrieben fehlt der performative Zauber des Spoken Word ein Stück weit.

Obendrein gilt es, einen Spagat zwischen der lyrischen Form und der inhaltlichen Übersetzung zu finden. Bewusst gewählte Stilmittel wie Alliterationen oder Assonanzen gehen manchmal in der Übersetzung verloren. Um ebene zu erhalten, werden an anderer Stelle Begriffe nur im weitesten Sinne übersetzt; nicht immer gelingt das. Ästhetik und Inhalt treten in Konkurrenz; entscheidet man sich für das eine, leidet das andere.

Der Ästhetik Rechnung tragend, bringt Amanda Gorman ihr Werk nicht nur rein stilistisch in äußere Form, sondern auch auf visueller Ebene. Die



Amanda Gorman im Selfie Foto Gorman

Gedichte werden zu Nachrichtenchats, zu Fragebögen und Dramenfragmenten. Die Sätze sind auf Zeichnungen der amerikanischen Flagge oder einer Gesichtsmaske abgebildet, in Form eines Auges oder Wals angeordnet. Bei der sogenannten „Erasure Poetry“ werden Wörter ausradiert, um die Bedeutungsmöglichkeiten des Gedichts zu erweitern, wie Gorman selbst sagt: „Wir streichen, um zu finden.“

Allen voran das Meer ist ein wiederkehrendes Motiv. Metaphern von endlosen Tiefen, einsamen Leuchttürmen und Schiffbrüchen ziehen sich wie ein roter Faden durch den Gedichtband. Wortspiele wechseln mit Anaphern und Epiphern. Ihre Liebe zu Sprache bringt Gorman gar auf die Metaebene. Sie analysiert die Funktion von Pronomen, die Bedeutungsänderung eines Satzes durch das Weglassen von Kommata, leitet die Herkunft von Begriffen anhand von deren Vorsilben ab. Das Gedicht selbst wird zur Gedichtanalyse.

Gegliedert in sieben Kapitel, sind die Gedichte Bestandsaufnahme und Klageschrift zugleich. Gorman wandelt auf historischen Pfaden und interpretiert Dokumente aus dem zwanzigsten Jahrhundert neu, die in ihrer Aktualität nicht zu überbieten sind. Da wären Kondolenzbriefe aus der Zeit der Grippe-Epidemie von 1918. Da wären die rassistisch motivierten blutigen Aufstände in Chicago, deren Brutalität ihnen den Beinamen „Roter Sommer“ einbrachte. Und da wären die Tagebucheinträge des schwarzen Soldaten Roy Underwood Plummer, der im Ersten Weltkrieg in Frankreich kämpfte und niederschrieb, wie die Grippe Teile

des Feldlagers dahinraffte. Amanda Gorman geht so weit, Krieg und Pandemie zu vergleichen: „Hass ist ein Virus. Ein Virus braucht einen Körper... Hass überlebt nur, wenn Menschen ihm Raum geben.“

Auch mit dem Staatsapparat rechnet sie ab. Mit lockeren Waffengesetzen und nicht enden wollenden Fällen von Polizeigewalt kommt das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nicht gut weg. „Was wir mit uns tragen“ reflektiert das „Post-Memory“ schwarzer Menschen, das emotionale Erbe, das auch an die nachfolgenden Generationen weitergegeben wird. Komplementär dazu führt Gorman den Begriff des „Pre-Memory“ ein: Das, was gerade in der Welt geschieht, müsse man ansprechen, diskutieren und anprangern. Wenn man vergesse und aktuelle Missstände nicht aufarbeite, würden auch die zukünftigen Generationen diesen Ballast mit sich tragen müssen.

Amanda Gormans Gedichtband ist eine nüchterne Bilanz des frühen 21. Jahrhunderts, aber auch Appell. Der Appell, weiterzumachen, kritische Fragen zu stellen, für sein Recht einzustehen. Man spürt es brodeln in diesem Werk, doch man spürt auch Hoffnung und Veränderung. VANESSA FATHO

**Amanda Gorman: „Was wir mit uns tragen / Call Us What We Carry“.** Zweisprachige Ausgabe. Aus dem Englischen von Marion Kraft und Daniela Seel. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2022. 448 S., geb., 28,- €.

# Begabt, aber nicht gefährlich

Anna Faroqhis Graphic Novel „Andersdenkerinnen“

Es gab und gibt genialische Comiczeichner wie Hal Foster, der Sprechblasen durch fortlaufende Texte ersetzte und sowohl Tarzan als auch Prinz Eisenherz zu Ikonen der Pop-Art machte, oder Hugo Pratt, der, aus dem Fundus der Kolonialgeschichte schöpfend, in der Figur des Corto Maltese die Globalisierung vorwegnahm. Von hier aus führt ein gewundener Weg über Italowestern und Krimis zu postmodernen Graphic Novels, die höchsten intellektuellen Anspruch mit oft ungelungen Bildern verbinden. Ihre Helden heißen nicht Tim und Struppi, Donald oder Dagobert Duck, sondern Stephen Dedalus und Josef K.

Anknüpfend an diese Tradition, hat Anna Faroqhi, die an der Hanns-Eisler-Hochschule für Musik Filmzeichnen lehrt, eine Graphic Novel über „Andersdenkerinnen“ verfasst: einen Romanessay besser gesagt, in dem sie ihren persönlichen Heldinnen ein Denkmal setzt. Werke und Tage der Bibliothekarin Helene Nathan, der Schriftstellerin Anna Seghers und der Philosophin Hannah Arendt werden nicht einfach referiert, sondern spiegeln im Leben zweier heutiger Jugendlicher namens Robin und Chioma. Beide haben einen Migrationshintergrund und sich, wie die Autorin des Comics, die drei Andersdenkerinnen zu Vorbildern erkoren. Auf diese Weise entsteht ein komplexes, vielfach gebrochenes Bild des wüdrigen Umstandes abgetrozteten Lebens und Schaffens dreier jüdischer Frauen, das die Schwierigkeiten der jüngeren Generation reflektiert, Vor- und Nachgeschichte der NS-Zeit einschließlich des Stalinismus adäquat zu erfassen.

Das historische Ambiente – von Bubikopf oder Knotenfrisur bis zur Kaffeetasse und qualmenden Zigarette – ist wunderbar dargestellt, und es tut

nichts zur Sache, dass die Auflösung des Reichstags falsch datiert und Georg Lukács falsch geschrieben wird, denn gerade das Improvisierte und Unfertige macht den Reiz des Buches aus, das Anna Seghers' desillusionierende Erfahrung in der DDR so zusammenfasst: „Am Ende stand sie doch vor einem Scherbenhaufen – selbstbewusste Frau, Mutter, Funktionärin, machtlos: Werte Schriftstellerkollegen, dieser Müller ist begabt, aber nicht gefährlich...“

Was die Autorin so sympathisch macht, ist, dass sie ihre Mühsal beim Nachvollzug von Hannah Arendts philosophischen Ideen nicht verschweigt, sondern offen benennt: „Für ‚Vita Activa‘ und das Totalitarismus-Buch musste ich viele Anläufe nehmen, um wenigstens die Grundzüge zu erahnen.“ Das ist Didaktik im ursprünglichen Sinn, ohne akademische Besserwisserei – auf diesem Weg kehrt der Comic zu seinen Anfängen als Fibel und Flugblatt zurück. Und in einer Sprechblase verweist Anna Faroqhi auf die persönliche Motivation beim Schreiben des Buchs. Es ist eine indirekte Hommage an ihren 2014 verstorbenen Vater, den Filmkünstler Harun Farocki, dem sogar das Museum of Modern Art eine Werk-schau gewidmet hat: „Durch die Beschäftigung mit Seghers habe ich angefangen, mit meinem Vater zu sprechen, auf eine Weise, die für mich neu ist.“ HANS CHRISTOPH BUCH

**Anna Faroqhi: „Andersdenkerinnen“.** Annäherungen an Helene Nathan, Anna Seghers und Hannah Arendt. Edition q im Bebraverglag, Berlin 2022. 192 S., geb., 22,- €.